

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

58 (19.7.1873)

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

No 58.

Oberndorf, Samstag den 19. Juli

1878.

Revanche.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung begann den General immer lebhafter zu interessieren, denn in ihrer Einfachheit war sie glaubwürdig und er beurtheilte den Grafen nicht mehr wie noch kurz zuvor. Derselbe fuhr fort:

„Die Vorsehung wachte indessen über mich, — ich darf mich wohl so ausdrücken — und diese verbrecherischen Versuche scheiterten jedesmal an Zufälligkeiten; Sie werden aber begreifen, daß sie mir das Leben furchtbar verleideten und da ich nicht im Stande war, ihren Urhebern, die ich nur zu gut errieth, mit wirklichen Beweisen auf die Spur zu kommen, faßte ich den Entschluß, der Gefahr gegen die ich keine ehrlichen Waffen führen konnte, aus dem Wege zu gehen, indem ich bei unserer Regierung einen Auslandspaß für längere Zeit nachsuchte, meine Güter in Verwaltung gab und zuerst nach Paris reiste. Dies geschah zu Ende des Jahres 1862. Glauben Sie nicht, daß die Genüsse und Vergnügungen, welche diese Weltstadt jungen Männern von Stande und Vermögen bietet, mich verführerisch anzogen; mein Gemüth neigt sich mehr zu einem ruhigen häuslichen Leben, und ich würde in der Erfüllung der schönen friedlichen Aufgabe, meine ländlichen Besitzungen zu kultiviren und das Loos meiner Gutsangehörigen zu verbessern, volle Genugthuung gefunden haben, aber ich mußte meine Heimath fliehen.“

„Sie haben nie den zuständigen Sicherheitsbehörden Anzeige von den gegen Sie in das Werk gesetzten Attentaten gemacht?“ fragte der General.

„O, Sie kennen unsere russischen Zustände nicht genügend, Excellenz!“ entgegnete der Graf, bitter lächelnd. „Anfänglich that ich dies allerdings, aber ich hatte ja keine Beweise, durfte um so weniger einen Verdacht aussprechen, als sich derselbe gegen meine nächsten Verwandten gerichtet haben würde, — es fehlte nicht viel daran, daß man mich geradezu ausgelacht oder für verrückt erklärt hätte. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris und anderen größeren Städten Frankreichs ging ich nach Italien, machte dann eine ausgebehnte Reise durch den Orient, lehrte nach Wien zurück, habe mich einige Zeit in den süddeutschen Hauptstädten aufgehalten, und mehr als einmal sind mir an diesem oder jenem Orte Eventualitäten zugestoßen, die sich mit jener heimtückischen Verfolgung wohl in Verbindung bringen lassen. Aber lassen Sie mich zu dem Schlusse kommen, der mein heutiges trauriges Abenteuer bildet. Ich werde es endlich müde, wie ein Sträfling in der Welt umherzustreifen, die Sehnsucht nach der Heimath erwachte lebhafter wie je, ich wollte jener Feindschaft mit aller Energie Troz bieten, sollte ich dabei auch untergehen, und diesen Vorsatz habe ich auch in diesem Augenblicke trotz der Erfahrung, die ich heute Abend machen mußte, noch nicht aufgegeben.“

„Es dürfte indessen doch wünschenswerth und nothwendig seyn,“ meinte der General sehr artig und freundlich, „daß Sie sich wenigstens noch einige Tage lang hier aufhielten, Herr Graf, damit sich das Dunkel, das über dem heutigen Vorfalle schwebt, möglichst auflären ließe.“

„Gewiß Excellenz, ich stehe ganz zu Ihrer Disposition, und nachdem ich jahrelang von Hause abwesend war, kann eine kurze weitere Verzögerung nicht in Betracht kommen. Ich würde übrigens von der ganzen Sache keine Anzeige gemacht haben, hätte nicht der Zufall gefügt, daß ich Ihren Soldaten begegnete; nun begreife ich wohl, daß diese fatale Angelegenheit nicht mit vollständigem Schweigen übergangen werden kann.“

„Ich hoffe, daß sich auch in Ihrem Interesse eine Aufklärung erreichen läßt. Aber Sie selbst wollten mir eine Ergänzung zu der Meldung geben, die ich bereits von der Wache empfangen habe.“

„Mit größter Bereitwilligkeit, und ich verbürge mich mit meiner Ehre dafür, daß ich kein Wort zu viel oder zu wenig darüber sagen werde. Ich bin gestern Abend von Berlin kommend, auf der Eisenbahn hier eingetroffen, ganz allein, denn der langjährige treue Diener, der mich auf meinen sämtlichen Reisen begleitet hatte, ist in diesem Sommer leider in Stuttgart verstorben. Meine Wohnung habe ich im Hotel zum goldenen Adler genommen, das mir als das renommirteste bezeichnet wurde. Die einsamen Spaziergänge sind eine alte Passion von mir, besonders erklärlich durch meine oft recht trübe Gemüthsstimmung; übrigens kannte ich auch keinen Menschen in dieser Stadt. So habe ich den Weg in die Clack's der Festung ganz zufällig eingeschlagen, und da ich schon wenigstens zwei Stunden promenirte, nahm ich, ohne die Dämmerung zu beachten, auf der Bank Platz, die sich unter jenem Schutzbache befindet, um ein wenig auszuruhen.“

„Ich hatte mich in meine Gedanken vertieft und achtete durchaus nicht auf meine Umgebung; erst später erinnerte ich mich, auf der nahen Chaussee den Hufschlag von Pferden vernommen zu haben, doch schenkte ich dem keine Aufmerksamkeit. Plötzlich fühlte ich mich von hinten her ziemlich unsanft berührt; jedenfalls wollte man mich auf meinem Platze festhalten, aber es gelang mir, aufzuspringen, und ich sah mich zwei mir gänzlich unbekanntem Männern in anständiger bürgerlicher Tracht gegenüber, die, ohne ein Wort zu sprechen, Dolche oder Messer gegen mich zückten. Wiewohl auf das Aeußerste überrascht und erschreckt, sprang ich instinktiv zurück, griff nach meinem Revolver und feuerte rasch hintereinander zwei Schüsse auf das Gerathewohl ab; ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich zufällig einen der beiden Angreifer verwundet habe, die kleine Schramme, die ich selbst am Arme erhalten hatte, bemerkte ich erst später. Den beiden Menschen mußte der Muth gesunken seyn, als sie mich so gut bewaffnet fanden, vielleicht vernahmten sie auch die Annäherung der Soldaten, — kurz, sie ließen von mir ab und eilten durch die entlaubten Gebüsch der Chaussee zu, wobei ich noch den Einen einen polnischen Fluch ausstoßen hörte. Ich hätte ihnen, mich auf meine Waffe verlassend, folgen sollen, aber jetzt drangen auch an mein Ohr die Stimmen der Soldaten, und in meiner Verwirrung und Aufregung dachte ich im ersten Momente nichts Anderes, als daß ich auch von dieser Seite her noch einen Angriff zu erwarten hätte; ich kam erst wieder zur Ueberlegung, als ich die Militärpatrouille dicht vor mir sah. Das Uebrige wissen Euer Excellenz bereits.“

Des Generals Gesicht hatte sich, während er mit dem lebhaftesten Interesse diesem gebrängten, aber inhaltsvollen Berichte zuhörte, tief verfinstert, und er konnte nicht umhin, in die zornigen Worte auszubrechen:

„Und das wagten die Clenden fast unter unseren Augen auszuführen — in einer königlich preussischen Festung! — Aber Sie sollen Genugthuung haben, unsere eigene Ehre erfordert dies! — Es sollen sogleich Anstalten getroffen werden, die Spur der frechen Mordburschen zu verfolgen! — Entschuldigen Sie mich für eine Minute!“

Der General war aufgesprungen, hatte einen raschen Gang durch das Zimmer gemacht und trat dann an seinen Schreibtisch, um eine kurze Ordre niederzuschreiben. Dann rief er den Unteroffizier von der Wache wieder herein, richtete auch einige Fragen

an den Gefreiten, die derselbe ganz übereinstimmend mit den Aussagen des Fremden, soweit er es aus eigener Wahrnehmung konnte, beantwortete, und übergab Ersterem das Papier mit der Weisung, dasselbe sofort zu dem Platzmajor zu bringen.

„Und nun, mein werther Herr Graf,“ wandte er sich wieder an diesen, — „muß ich Sie ersuchen, mich zu unserem Polizeidirektor zu begleiten, der auch das Seinige zu thun bekommen wird.“

„Euer Excellenz haben zu befehlen,“ erwiderte Graf Brozinski, sich ein wenig entfärbend und noch zögernd, sich zu erheben, — „aber ich fürchte, daß es zu spät seyn dürfte, jene Männer, die gut beritten schienen, einzuholen.“

„Sie müssen auf dem Wege, den Sie einschlugen, noch einige Posten passirt haben — man wird wenigstens zu ermitteln suchen, wo sie geblieben sind, — aber das ist Sache der Polizei, der ich gern alle erforderliche Unterstützung leisten werde; — unsere Polizei ist gewandt und thätig, Sie können sich darauf verlassen.“

„Dürfte ich Euer Excellenz wenigstens bitten, die vertraulichen Mittheilungen, die ich Ihnen gemacht habe, nicht der Oeffentlichkeit preiszugeben? — Sie werden begreifen, wie empfindlich es mir seyn müßte, wenn solche delikaten Familienverhältnisse wohl gar in den Zeitungen besprochen würden.“

„Seien Sie deshalb außer Sorge, Graf; Polizeidirektor Herz ist ein Mann von Ehrgefühl und Diskretion. Finden Sie sich mit ihm ab, wie Sie es für gut halten, ich werde mich nur über die Facta aussprechen, wie Sie mir durch die dienstliche Meldung zugekommen sind. Der General klingelte seinem Diener, ohne eine Antwort abzuwarten und befahl, den Wagen anspannen zu lassen.“

Die Equipage hielt schon nach wenigen Minuten vor dem Polizeigebäude, in dessen Beletage Direktor Herz seine Dienstwohnung hatte. Als sich der General und Stadtkommandant hatte anmelden lassen, erschien der letztgenannte Herr sofort selbst, begrüßte den unerwarteten Besuch mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und führte seine beiden Gäste in ein sehr elegant ausgestattetes Privatzimmer.

Excellenz stellte ihren Begleiter, der sich jetzt wieder ganz sicher und würdevoll zeigte, mit Namen und Rang vor, die Herren nahmen Platz, und der Polizeidirektor erfuhr aus des Ersteren Munde die sonderbare Geschichte.

Der königliche Polizeirath und Titular-Direktor Herz war ein kleiner, subtiler Herr von etwa fünfzig Jahren, mit etwas scharfen, aber nicht unangenehmen Gesichtszügen und durchdringenden, klugen Augen; vielleicht trug er nicht absichtslos die goldene Brille, die einigermaßen den Ausdruck seines Blickes maskirte. Dem General gegenüber war er ausnehmend höflich, einem Inquisiten gegenüber verstand er aber jedenfalls, eine recht strenge Miene aufzusetzen.

Die Erzählung des Mordanfalles, die er sich auch von dem Grafen wiederholen ließ, versetzte ihn anscheinend bei Weitem nicht in eine Aufregung wie den General, nicht ein Mal in Verwunderung; er nahm sie auf, als sei er gewöhnt, alle Tage dergleichen Dinge zu hören; daß der Vorfall ihn aber in der That nicht gleichgültig ließ, bewies er dadurch, daß er sich alsbald für einige Minuten verabschiedete, um, wie er sagte, einige Gensdarmen der von dem Generale beorderten Kavalleriepatrouille beizugeben und seinen Unterbehörden weitere Instruktionen zu ertheilen. Er kehrte aber bald zurück und nahm nun erst, in der höflichsten Form, den Grafen gewissermaßen in das Verhör.

Die Herren hatten wohl über eine Stunde verkehrt, und der Polizeidirektor erklärte sich einstweilen für befriedigt, worauf der General und sein Begleiter sich wieder empfahlen. Der Graf wollte zu Fuß in sein Hotel zurückkehren, aber Excellenz ließ es sich nicht nehmen, ihn in ihrer Equipage dahin zu begleiten.

Beim Abschiede drückte ihm der General warm die Hand. „Sie werden noch einige Tage hier verweilen, Herr Graf?“

„Ich dürfte jetzt dazu wohl genöthigt seyn, Excellenz, und bebaure es auch nicht, da mir das Glück zutheilt geworden ist, Ihre Bekanntschaft zu machen und mich, wie ich bemerkt zu haben glaube, einigen Interessens von Ihrer Seite zu erfreuen.“

„Sie täuschen sich nicht darin; ich nehme den lebhaftesten Antheil an Ihrer Sache und Ihrer werthen Person. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir gestatteten, Ihnen meine Häuslichkeit zur zeitweiligen Verkürzung der Langenweile, der Sie hier in der fremden Stadt ausgezset seyn dürften, zu eröffnen.“

Graf Brozinski wurde augenscheinlich sehr angenehm durch diese höfliche Einladung berührt; er erwiderte, daß er sehr gern von der Güte des Generals Gebrauch machen werde, und der Letztere fügte sogleich eine direkte Einladung für den nächsten Nachmittag hinzu.

„Ein charmanter Mann, der Graf!“ sagte er bei sich, als er allein nach dem Kommandanturgebäude weiterfuhr. „Anfänglich machte er einen weniger günstigen Eindruck auf mich; aber es ist natürlich, daß er verwirrt und sehr erregt war. Ein fatales Schicksal, wahrlich!“ —

Sobald der Polizeidirektor Herz allein geblieben war, ließ er einen seiner Unterbeamten zu sich rufen. Der Mann trug Civilkleidung, seinem härtigen Gesichte und seiner geraden, militärischen Haltung nach würde man ihn aber für einen alten Soldaten gehalten haben; der Direktor rebete ihn auch mit dem Titel „Wachtmeister“ an, der sich wohl auf seine polizeiliche Amtsstellung bezog.

„Wachtmeister Nürnberger, haben Sie schon Etwas von dem Mordanfälle beim Bilz auf dem Glacis gehört?“

Der Wachtmeister, eine kurze, gedrungene Figur, mit strengem Gesichte, aus dem die großen, Entschlossenheit ausdrückenden Augen unter dichten Brauen hervorblickten, sah seinen Vorgesetzten verwunderungsvoll, ja betroffen an, erwiderte dann aber nur im tiefsten Basse: „Zu Befehlen nein, Herr Direktor.“

„Daß ich doch immer noch eher wie meine Untergebenen von dergleichen Vorfällen unterrichtet zu seyn pflege! — Nun, so will ich Ihnen sagen, was sich zugetragen hat.“

Der Polizeidirektor erzählte in kurzen Worten, der Wachtmeister schüttelte mit bedenklicher Miene leise den Kopf dazu.

„Ich habe bereits Maßregeln zur Aufspürung, eventualiter Verfolgung der angebliehen Buschlepper ertheilt,“ fuhr der Polizeidirektor fort; — „Sie, Nürnberger, werden es auf sich nehmen, den Grafen Brozinski, der im Goldenen Adler logirt, im Auge zu behalten und mir morgen bei Zeiten Bericht darüber erstatten, was der Herr seit seiner Anwesenheit hier selbst getrieben, mit welchen Personen er etwa verkehrt hat u. s. w. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu empfehlen, daß Sie dabei alle Rücksichten auf den Stand des Fremden zu nehmen haben und daß er von dieser Beobachtung Nichts zu ahnen braucht, wie überhaupt kein Anderer; jedes Aufsehen ist sorgfältig zu vermeiden. Nur in dem Falle, daß der in Rede stehende Fremde beabsichtigen sollte, abzureisen, werden Sie mir sofort davon Meldung machen oder, falls es an Zeit dazu fehlte, diese Abreise in geeigneter Weise verhindern. Verstanden, Nürnberger?“

„Zu Befehlen, Herr Direktor, vollkommen!“

Der Polizeidirektor nickte mit dem Kopfe und machte eine entlassende Handbewegung; als er wieder allein war, rieb er sich die Hände und murmelte mit eigenthümlich schlaudem Lächeln: „Sonderbare, verdächtige Geschichte! — Nun, wir werden sehen!“

II.

In einem wohlwärmten und hellerleuchteten Zimmer, dessen ebenso elegantes wie bequemes Meublement seine Bestimmung zum Empfangs- und Gesellschaftsalon anzeigte, befanden sich an einem der letzten Abende des Januar 1870 zwei junge Damen in häuslicher, aber geschmackvoll gewählter Toilette und ein wohl nicht viel älterer Offizier in dem Interims-Uniform eines königlich preussischen Husarenregiments. Augenscheinlich waltete zwischen diesen drei Personen eine berechtigte Vertraulichkeit vor, welche sich nicht in zu strenge conventionelle Formen einzuschränken brauchte.

Der Lieutenant war auch ein naher Verwandter, der Bruderssohn des Generallieutenants Excellenz von Burgsdorff, Vaters der beiden jungen Mädchen.

Schon als fünfzehnjähriger Knabe, geistig und körperlich für dieses Lebensalter ungemein befähigt und kräftig, hatte der nunmehrige General von Burgsdorff das elterliche Haus, wo er durch vortreffliche Privatlehrer seine wissenschaftliche Bildung erhalten, in entflammter jugendlicher Begeisterung verlassen, um in eines der von mehreren preussischen Provinzen damals (1815) gebildeten Nationalkavallerieregimenter als Junker einzutreten, den kurzen Feldzug, den die zweite Einnahme von Paris beschloß, mitzumachen und dann ein paar Jahre bei der Okkupationsarmee in

Frankreich zuzubringen. Zum Offizier befördert, kehrte er in die Heimath zurück, und da er eine warme Neigung für den Solbatenstand, der in seiner Familie fast erblich war, gefaßt, sich auch die Anerkennung seiner Vorgesetzten als vielversprechender Reiteroffizier gewonnen hatte, blieb er in seiner Charge bei dem Regimente, das neufornirt dem stehenden Heere einverleibt wurde. Nachdem er bei dem langsamen Avancement in den nun folgenden Friedensjahren erst zum Premierlieutenant aufgerückt war, erhielt er auf sein Ansuchen im Jahre 1830 einen längeren Urlaub und die Erlaubniß an der französischen Expedition gegen Algier theilzunehmen, wo er nicht blos beobachtender Zuschauer blieb, sondern sich mehrfach durch Kühnheit und militärische Intelligenz hervorthat. Dies trug ihm gute Früchte, nachdem er in die vaterländische Armee zurückgekehrt war, und außerdem eröffneten ihm auch Konnexionen und sein ansehnliches Privatvermögen, dessen unbeschränkter Herr er inzwischen geworden, eine rasche und brillante Carriere. Später wurde er noch einmal als Major mit halb militärischen, halb diplomatischen Aufträgen nach Frankreich geschickt, verweilte dort längere Zeit und brachte sich von dort aus seine erste Frau mit, eine geborene Französin. Ueber dieser Angelegenheit schwebte ein gewisses Dunkel, und sie gab zu manchen, sogar gehässigen Nebereien Anlaß; den Schleier zu lüften, gelang aber wohl nur sehr Wenigen, — jetzt nur soviel darüber, daß die älteste Tochter Rosa in dieser Ehe geboren wurde, welche der Tod der sehr schönen Gemahlin des damaligen Majors schon nach wenigen Jahren wieder löste. Etwa drei Jahre später heirathete Herr von Burgsdorff seine zweite Frau, eine sehr lebenswürdige Dame aus altadeliger und reicher preussischer Familie; dieselbe war nun aber auch schon seit sechs Jahren todt und hatte ihm die zweite Tochter Elise hinterlassen.

Der General besaß auch noch Landgüter, ließ diese aber schon längst bewirthschaften, da er sich nicht anmaße, von der Oekonomie das Geringste verstehen zu wollen; eines der größten und schönsten war das mütterliche Erbe seiner zweiten Tochter.

Schon seine amtliche Stellung legte ihm die Verpflichtung auf, in dem Kommandanturgebäude, wo er eine große und schöne Dienstwohnung hatte, ein Haus für den gesellschaftlichen Verkehr zu machen; seinen Privatneigungen entsprach dies weniger, doch hatte er auch auf seine jetzt herangewachsenen Töchter Rücksicht zu nehmen.

Ganz ungenirten Zutritt bei der Familie hatten dabei nur Wenige, vor Allem sein Neffe, der Husar, dem er sehr wohl gewogen war, ihn fast als Sohn betrachtete, hatte ihm das Schicksal doch das Glück versagt, einen leiblichen zu besitzen.

Der Premierlieutenant Wilhelm von Burgsdorff lag erst seit einem Jahre hier in Garnison, doch war er früher schon häufig im Hause seines Onkels gewesen und stand mit der ganzen Familie auf dem besten und vertraulichsten Fuße.

Dies konnte man jetzt auch, wie schon erwähnt, den beiden jungen Damen gegenüber beobachten. Elise, die Jüngere, eine sanfte, fast etwas schwächend erscheinende Blondine, saß, mit einer Stiderei beschäftigt, in einem Lehnstuhl an dem großen ovalen Sophatische, auf dem die Astrallampe hell brannte, und verhielt sich im Ganzen sehr schweigsam; Rosa, eine mehr stolze und glänzende Brünette, hatte ihren Platz auf dem Sopha genommen und wickelte einen Knäuel bunter Wolle auf, dessen Strähnen der Cousin auf den erhobenen Händen trug, während er zwei Schritte vor ihr auf einem niedrigen Tabouret, beinahe zu ihren Füßen, saß. Der schmucke Husar machte in dieser Stellung und bei solch ungewohnter Beschäftigung eigentlich eine komische Figur, die er vor anderen Zeugen wohl gescheut haben würde, jetzt schien er sich aber ganz wohl zu befinden, denn sein ausdrucksvolles Gesicht leuchtete und die hellen blauen Augen strahlten in die dunkeln der ihm gegenüberstehenden hinein.

Es war wohl nur eine kleine, scherzhafte Affektation, daß er, einen tiefen Seufzer ausstößend, die wiederholten Weisungen des jungen Mädchens, wie er dazu beitragen müsse und solle, daß sich das Garn schneller abwickle, mit den Worten unterbrach: „Aber beste Cousine Rosa, werden wir denn nicht endlich bald fertig seyn? — Wahrhaftig, ich bin sonst nicht ungeduldig, aber wenn jetzt Dein Papa in das Zimmer träte und sähe mich diese Ritterdienste leisten, so würde sich sein kavalleristisches Blut empören, und ich glaube, ich bekäme eine längere Nase von ihm wie heute in der Reitbahn von meinem ehrenwerthen Rittmeister, als ich“ —

Rosa hatte bisher in der muntersten Weise mit dem dienstfertigen Vetter, dessen Geduld sie allerdings auf eine schwere Probe stellte, gescherzt und gelacht; um so auffälliger war es, daß ihr jetzt auf einmal das Blut sichtlich in die Wangen stieg, ihre Augen einen keineswegs freundlichen Flammenblitz auf ihn warfen und daß sie mit einer raschen, heftigen Bewegung den Faden abriß, wobei sie recht ärgerlich ausrief!

„Du bist frei, Vetter Wilhelm! Ich will Dich nicht länger belästigen! — Sieh mir meine Wolle wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

GOLDFÖRNER.

* * * Du' recht, steh' fest, keh' dich nicht d'ran,
Wenn dich auch tabelt mancher Mann;
Der soll noch kommen auf die Welt,
Der's macht wie's Jedermann gefällt.

* * * Viele gute Handlungen vermögen oft noch nicht den Ruf eines Mannes zu begründen, während eine einzige schlechte ihn oft für immer vernichten kann.

* * * Eine Wahrheit, welche uns andere sagen, ist peinlicher zu hören, als hunderte, die wir uns selbst sagen: man ist weniger gedemüthigt durch die Tiefe der Wahrheit, als dadurch, daß man sie von andern hören muß.

Hausfrieden.

Kein reiner Glück ist Dir beschieden,
Als nach des Tages drängend Thun
In beines Hauses Abendfrieden
An treuem Herzen auszuruh'n!
Da draußen ist ein lobend Ellen,
Das beste bleibt nur halb bestellt —
Hier innen darfst Du nicht mehr theilen,
Denn eigen ist die ganze Welt!

Das Telegraphenetz des Erdballes.

(Schluß.)

Die ersten Versuche der Kabellegung im Mittelmeere wurden bereits im Jahre 1853 angestellt, allein erst im Jahre 1870 gelang es, Marseille mit Bona in Algier zu verbinden. Gegenwärtig bestehen noch kleinere Kabellinien zwischen Spanien und den Balearen, von Italien nach den Inseln Corsika und Sardinien, von Otranto nach Valona (Türkei) einerseits, nach Corfu und Athen andererseits. Projektirt sind die Linien Triest-Corfu-Alexandrien und Marseille-Algier.

Die Linien des Mittelmeeres, dessen bedeutendstes Telegraphenkabel wir noch unerwähnt gelassen, leiten uns unmittelbar auf das Telegraphenetz Asiens hinüber, welches den Zweigen eines Baumes gleich von dem Hauptstamme der anglo-indischen Telegraphenlinie ab sich verzweigt. Von Falmouth in England ausgehend, biegt dieses Kabel um die Westküste Frankreichs und der pyrenäischen Halbinsel, berührt Lissabon, Gibraltar, zieht dann geradlinig auf Malta, wo dasselbe von Italien herüber die Depeschen aus Europa, von Bona her die aus Afrika empfängt. Dann läuft die Linie über Suez ins rothe Meer, um das Cap Aden, und quer durch den indischen Ocean nach Bombay.

Von Bombay bis Matras hat der Telegraph Landverbindung, taucht dann ins bengalische Meer und berührt zu Penang (nördliches Ende von Sumatra), zu Singapore (südliches Ende von Malakka) Saigon und endlich zu Hongkong das Land. Die Linie ist im Besitze von sieben vereinigten Kompagnien, die ihren Hauptsitz zu London haben. Die Telegraphenlinie England-Indien wurde im Jahre 1870 fertig gestellt; ihre weiteren Fortsetzungen sind noch jüngeren Datums.

Die Ueberlandverbindung der russischen Kaiserstadt mit Sibirien ist bereits seit dem Jahre 1863 vollendete Thatsache. Die bis Kiachta an der chinesischen Grenze fortgeführte Linie wurde im Jahre 1871 mit Umgehung des himmlischen Reiches längs der Schilka und des Amur nach Alexandrowsk, von dort unterseefisch nach Nangasaki auf Japan, nach Schanghai und Hongkong fortgeführt. Seit wenigen Monaten erst ist der ungeheure elektrische Kreis von London durch das atlantische, mittelländische, rothe und indische Meer, über Indien, China, Sibirien und Rußland nach London zurück, geschlossen.

Die europäisch-australische Kabelverbindung, jüngerer Datums noch als die europäisch-asiatische Linien, zweigt von den letzteren bei Singapore ab; von dort geht ein Kabel nach Batavia, anschließend an den Telegraphen, welcher Java seiner ganzen Länge nach durchläuft. Ein anderes Kabel geht über die Insel Timor nach Port Darwin an der nordaustralischen Küste. An sie schließt sich der australische Ueberland Telegraph nach Adelaide mitten durch den vorher so gut wie unbekanntem Kontinent Australiens gelegt, eine der denkwürdigsten Unternehmungen der Neuzeit. In den letzten Monaten des vorigen Jahres erst wurde dasselbe vollendet und schon sind neue Projekte einer telegraphischen Durchschneidung Westaustraliens in Ausführung begriffen. Nicht allein den Verkehr zwischen zivilisirten Ländern vermittelt der Telegraph, er wird vielmehr selbst Pionnier der Kultur und bahnt der geographischen Forschung ihre Wege.

Wir stehen nun vor einer großen, zur Zeit noch unausgefüllten Lücke, welche noch nicht erlaubt, den elektrischen Funken um den Erdball herum, von Paris z. B. wieder nach Paris zu senden; es fehlt ein Kabel durch den stillen Ocean, es fehlt zur Zeit noch eine direkte Kabelverbindung Amerikas mit Australien und Asien. An Projekten einer solchen Verbindung mangelt es jedoch keineswegs und ist die Ausführung, wenn nicht aller, so doch einiger dieser Projekte nur eine Frage der Zeit, und wahrscheinlich der allernächsten Zeit.

Zur Vervollständigung des Verzeichnisses ist noch der submarinen Linien in den Antillen Erwähnung zu thun. Seit 1868 ist die Havanna mit Florida verbunden; jedes Jahr fügt der telegraphischen Kette durch die Antillen einige Glieder hinzu, vergangenes Jahr war sie vollendet bis Demerara in Englisch-Guyana. Projektirt ist die Verbindung der Havanna mit New Orleans und Veracruz, Jamaika's mit Colon und Panama, an welche eine Küstenlinie längs Columbia, Peru, Bolivia und Chile sich anschließen und in Valparaiso endigen soll; letzteres steht quer durch den südamerikanischen Kontinent mit Montevideo bereits im telegraphischen Zusammenhange. Mit der Fortsetzung der Kabelnlinien über Rio-Janeiro, Pernambuco und Cayenne wieder nach Demerara wird ein großer südamerikanischer Cyclus geschlossen seyn und in nicht ferner Zeit mögen bis in die Wägelhausstraße hinein die elektrischen Drähte reichen.

So zieht sich Jahr für Jahr enger das Netz um den Erdball zusammen, welches von Ort zu Ort, von Küste zu Küste das gesüßelte Wort dahin trägt und unsere eigenen Gedanken mit denen unserer Antipoden verkettert. Von der Grobheit dieser Leistungen gibt eine Berechnung, welche Herr W. B. Huber in seinen Vorträge anstellt, einen annähernden Begriff: Im Jahre 1871 passirten 33,000 Depeschen die europäisch-indischen Linien. Die Zahl von 45 Tagen als Durchschnittszeit angenommen, welche ein Brief gebraucht, um von Europa nach Indien, Australien oder China zu gelangen (eine Zahl, die eher unter, als über der realen Wirklichkeit steht), während eine Depesche in längstens zwei Tagen an ihrem Bestimmungsorte ankommt, ergibt für jede Depesche einen Gewinn von 43 Tagen, für die 33,000 Depeschen eines Jahres sohin einen Zeitgewinn von 40 Jahrhunderten. Die nemliche Berechnung auf die 240,000 Depeschen angewendet, welche jährlich die transatlantischen Kabel durchlaufen, ergibt einen Gewinn von 65 Jahrhunderten. Demnach wird durch den transoceanischen Telegraphen, seinem gegenwärtigen Bestande nach, in jedem Jahre die Zeit von mehr als 10,000 Jahren gewonnen. „Zeit ist Geld.“ (Ausl.)

Ein salomonisches Urtheil.

So hart die Strafen des Mittelalters, wenigstens in den Zeiten des Verfalls des mittelalterlichen Rechts, waren, so wenig unsere humanen strafrechtlichen Anschauungen von heute Eingang gefunden hatten in den Seelen der Gesetzgeber und Richter von damals, so wird doch unser Urtheil über jene längst verflorbenen Rechtszustände öfters durch einen Zug des Humors oder des gesunden Menschenverstandes gemildert, welcher uns in den alten Chroniken entgegentritt und welcher ein nicht ungünstiges Licht auf die von gelehrter Jurisprudenz noch kaum beherrschte Praxis wirft.

Diese Betrachtung kommt uns in die Feder, während wir in der trefflichen Geschichte der Grafschaft Hohenzollern von dem Hedinginger Kreisrichter J. Cramer blättern und darin durch einen alten

Chronisten einen Hedinginger Rechtsfall erzählt finden, der sich im 15. Jahrhundert unter der Regierung des Grafen Jos. Niclas I. zugetragen hat.

Die Erzählung führt uns zu einer Fleischbank neben der Kirche in Hedingen. Eines Tages stand da der Metzger und „mezgete“ ein Kalb. Währendem hörte er in dem nahen Gotteshaufe die Messerschelle erklingen, und fromm, wie er war, lief er sofort zur Kirche. Der Chronist, welcher dies nach der Reformation zu Ende des 16. Jahrhunderts schrieb, kann nicht umhin, hier eine beiläufige Anmerkung zu machen und darauf hinzuweisen, wie doch ehemals mehr Andacht in der Welt gewesen, als zu seiner eigenen schlimmen Zeit. Die Mahnung paßt freilich nicht, denn der Metzger bewies gerade wie unzeitiges Kirchengenhen vom Uebel ist. Während er die Messe mit Andacht hört, kommen seine zwei Buben zur Metzgerbank, keiner von ihnen über acht Jahre alt. Der eine spielt das Kalb, der andere den Metzger und der Darsteller des Letzteren sticht seinen Bruder, wie er schon oft seinen Vater hatte Vieh stechen gesehen. Den Schrei des zum Tode Getroffenen vernimmt die Mutter; das jüngste Kind, welches sie gerade im Bade hatte, läßt sie in das Wasser fallen, so daß es ertrinkt, und stürzt vor das Haus, zu spät, um ihr anderes Kind noch zu retten. Der Metzger, wie er aus der Kirche kommt, sieht das zusammengelaufene Volk, sieht die beiden Leichen und entleibt sich mit einem Brodmesser.

Den jugendlichen Urheber des dreifachen Mordes schleppen die Leute vor den alten Grafen v. Zollern und seine Richter. Diese untersuchen den Fall, sie erwägen die Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Kindes auf der einen, das große Unheil, was es verursacht, auf der anderen Seite. Und sie kommen zu keinem Urtheil. Auf einen Tisch legen sie nebeneinander einen glitzernden neuen Goldgulden und einen großen, schönen Apfel. Sie führen den Knaben herein und lassen ihm die Wahl, den einen oder den andern Gegenstand für sich auszusuchen. Das Kind aber bleibt vom Golde ungerührt und greift ohne Zaubern nach dem lodenden Apfel. Damit wird dem Gericht „seine Kindheit und Unverstand“, wie es in der Chronik heißt, klar und es schenkt dem Uebelthäter die Strafe. „Und also kam der Knabe mit dem Leben davon“, schließt der Chronist, mit dem Leben, welches auch Kindern damals keineswegs allgemein garantiert war. (Didaskalia.)

Maritätenkäselein.

†† Vom Regen in die Traufe. Mann: „Warum zanktest Du denn so heftig mit dem Doktor?“ — Frau: „Der Ungalante! uns Frauen den Verstand abzuspochen! — da mußte ich mich doch um meinen eigenen annehmen!“ — Mann: „Ich begreife aber nicht, liebe Frau, wie Du Dich einer solchen Kleinigkeit wegen so ereifern konntest!“ (Bl. Bl.)

†† Einem Professor der Astronomie, welcher mit der Berechnung der Bahn eines Kometen beschäftigt war, wurde ein Student gemeldet. Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, rief er: „Kann in dreihundert Jahren wieder kommen!“

†† Ein verächtlicher Geizhals war in der Kirche, als ein trefflicher Redner über die Pflicht christlicher Wohlthätigkeit predigte. Tief ergriffen sagte er: „Diese Rede beweist so eindringlich die Nothwendigkeit des Almosengebens, daß ich selbst Lust hätte, zu betteln.“

Charade.

Die Erste die erste Nahrung des Kindes ist;
Bei Zweiter um's Geld man Manches genießt;
An der Flinte, am Stiefel findest die Dritte du;
Zum Ganzen braucht man manche Kuh. B.

Räthsel.

Wer mich mit B zu oft vielleicht anwendet,
Und was ich bringe, stets verschwendet,
Bei dem stell' ich mit S gewiß mich ein,
Geschrieben steht, zu manches Gastes Leibe,
An mancher Wirthshausstür mit Kreide:
Wer mich mit B will, stell' mit M sich ein,
Was mag nun wohl des Räthfels Lösung seyn?

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:
1) Schultheiß. 2) Sophie — Sopha — Sophist.
Redigirt, gedruckt und verlegt von W. B. Brandes.